

btb

Buch

Im Wirtschaftswunderland Island hat es die Familie Killian zu Wohlstand und Ansehen gebracht. Als die Ahnfrau Solveig stirbt, ist die bürgerliche Welt des Clans noch in Ordnung. Zwar lebt einer der Killian-Söhne, Salómon, seit Jahren in einer psychiatrischen Anstalt, doch das beunruhigt niemanden ernsthaft. Salómons Bruder Viljhálmur, auch Villi genannt, der ehemalige Zehnkämpfer und Stolz der Nation, ist zum Bankdirektor aufgestiegen. Und auch der Phantast Bárður scheint mit seinem Transportunternehmen »Luftvision« endlich vom Alkohol weg und auf einen grünen Zweig zu kommen. Sigfús führt unterdessen den Familienbetrieb, ein lukratives Ersatzteilgeschäft, weiter. Doch dann beginnt die Fassade ernsthaft zu bröckeln. Im Zusammenhang mit dem Namen Killian tauchen allerlei unschöne Dinge auf: Konkurs, Drogenhandel und sogar Mord. Als Villi wegen Betrugs von der Polizei abgeführt wird und der Name »Luftvision« nur noch für die geplatzen Träume der Familie steht, ist der Abstieg unaufhaltsam. Und während in den ehemals »besseren Kreisen« der Familie die abenteuerlichsten Dinge geschehen, nimmt ausgerechnet der Außenseiter Salómon nahezu unbemerkt einen gesicherten Platz in der Gesellschaft ein.

Wunderbar lakonisch erzählt, voller Humor und Mitgefühl für seine skurrilen Helden: Mit diesem Roman beweist Einar Kárason einmal mehr, daß er zu den ganz Großen der skandinavischen Gegenwartsliteratur zählt.

Autor

Einar Kárason, geboren 1955, studierte Literaturwissenschaft und arbeitet seit 1983 hauptberuflich als Schriftsteller. Er lebt in Reykjavík. Neben Einar Már Gudmundsson gilt er als einer der wichtigsten isländischen Autoren der Gegenwart.

Einar Kárason bei btb

Die Teufelsinsel. Roman (72142)

Die Goldinsel. Roman (72143)

Das Gelobte Land. Roman (72228)

Törichter Männer Rat. Roman (72515)

Einar Káráson

Die isländische Mafia

Roman

*Aus dem Isländischen
von Maria Claudia Tomany*

btb

Die Originalausgabe erschien 1994 unter dem Titel
»Kvikasilfur« bei Mál og Menning, Reykjavík

Die Übersetzung wurde mit freundlicher Unterstützung vom
Fund for the Promotion of Icelandic Literature in Reykjavík
gefördert.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe August 2003

Copyright © 1994 by Einar Káráson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2001 by
Paul Zsolnay Verlag, Wien. Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Wolf Huber

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

KR · Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3-442-73021-X

www.btb-verlag.de

I

Jetzt bin ich bald ein neuer Mensch
geworden: frisch frisiert vor den Menschen,
mit einem neuen Hut sub specie aeterni-
tatis und einem neuen Goldzahn vor Gott
dem allmächtigen Schöpfer des Himmels
und der Erde.

HALLDÓR KILJAN LAXNESS

Eine entsetzliche Enttäuschung

Als Großmutter starb, da lag gerade etwas in der Luft ... Etwas Schreckliches warf seinen Schatten voraus, und es war Frau Lára, die wie gewöhnlich der Mittelpunkt von Ahnungen und Informationen war, sie wußte etwas. Sie bereitete gerade ihre Teilnahme an den Vorwahlen der Republikaner für die Stadtratswahlen in Reykjavík vor, sie wollte sich aufstellen lassen. Viele hatten das ihr gegenüber zur Sprache gebracht, sie gedrängt, sich als Kandidatin nominieren zu lassen. Es fehlte eine Vorzeigefrau, und sie hatte nun schon so lange in der Frauenvereinigung der Partei, bei Impuls, gearbeitet, da war es schwierig, sich zu entziehen ... Aber sie und andere hatten eine Ahnung, daß etwas Schlimmes im Anzug war, etwas, das uns allen schaden konnte. Und mußte das nicht am ehesten mit Pfarrer Sigvaldi, ihrem Mann, in Verbindung stehen, der immer in irgendwelchem Schlamassel steckte? Es ist nicht schön, wenn man in die Politik will und einen solchen Mann als Lebensgefährten, Stab und Stütze hat. Aber es war nicht Pfarrer Sigvaldi, zumal Frau Lára ihm sicher längst den Zugriff auf das Geld entzogen hatte, er durfte nicht einmal ein Scheckheft haben, der arme Mann, nichts anschaffen, nichts abonnieren, höchstens mit einer Börse voller Kleingeld und einer Aktentasche voller alter Zeitungen hin-

unter in die Stadt trippeln. Diesmal war nicht er der Auslöser des Skandals. Und auch nicht ihr Bruder Bárður. Der war schon wegen aller möglichen Schwindeleien und Schweineereien, wegen Betrügereien und Tricks beim Autohandel in den Zeitungen gelandet, aber zu der Zeit war er eigentlich ein ordentlicher Mann, vielleicht nicht hundert Prozent seriös, denn das würde er nie sein, aber er machte Geld, betrieb ein Sputnikunternehmen und war außerdem oft in den Zeitungen und im Fernsehen als einer der führenden Männer der Enthaltensamkeitsbewegung SAA, die damals gerade zu einem der vornehmsten und angesehensten Clubs der Stadt wurde. Und der Skandal, der seinen Schatten vorauswarf, konnte auch nicht mit Hróðný oder ihrem Mann Geirmundur oder Geirmundur, ihrem Sohn, zu tun haben. Die waren nämlich, wie sie immer waren, Leute, die nie in den Klatschspalten auftauchen, weder positiv noch negativ. Das gleiche galt für Sigfús Killian junior. Und für Friðrik den Nervenarzt. Um die Wahrheit zu sagen, die wenigsten in der Familie wußten, was bevorstand, außer daß es mit dem lieben, guten Mustersohn Vilhjálmur Eðvarð Killian, dem Bankdirektor, dem Stolz und Schmuck der Familie vom Lækjarbakki, zu tun haben mußte. Er war in diesen Wochen etwas merkwürdig, erschien auf einem Photo in den Zeitungen, wo ein paar hohe Tiere auf die Eröffnung einer neuen Bankfiliale anstießen, und Villi sah darauf aus wie ein Geistesgestörter, mit verzerrten Gesichtszügen, starrem Blick und schiefer Krawatte, dieser Mann, der immer so auf tadelloses Auftreten bedacht war. Und soviel galt als sicher, daß Frau Friða mit den Kindern mitten im Auszug steckte, und eine Scheidung bei berühmten Leuten, das ist nun einmal keine schöne Sache.

Und wie so oft, wenn man etwas erwartet, dann geschieht etwas ganz anderes, etwas, was die Aufmerksamkeit auf sich zieht, und so verschied also völlig unerwartet die Ahnfrau,

Solveig Árnadóttir Killian von Laufskálar, selbst. Im Schlaf. Antwortete nicht, als Láki sie morgens wecken wollte. Er bekam Angst, daß nicht alles in Ordnung sein könnte, und rief bei seiner Mutter im Büro an, die gerade bei der Vorbereitung der Vorwahlen war. Die alte Frau gestorben. Das kostete Lára nun natürlich viel Zeit, sich um das Begräbnis und all das andere zu kümmern, Zeit, die sie eigentlich wegen der bevorstehenden Wahlen gar nicht aufbringen konnte, aber das bedeutete noch nicht, daß ihre Chancen damit völlig zunichte waren. Eine Frau, die ihre Mutter verliert, verliert deshalb noch keine einzige Stimme. Und eine Frau, die nicht zu einer Versammlung kommen und sich nicht vorstellen kann, weil sie so mit der uneigennütigen Tätigkeit beschäftigt ist, das Begräbnis ihrer Mutter so würdevoll wie möglich zu gestalten, ist kein unwürdiger Vertreter der Grundwerte, für die die Partei einsteht. Und was die notorischen Artikel zum Gedenken lieber Verstorbener betraf: Vielleicht war es noch wahrscheinlicher als sonst, daß die Leute diese Gedenkartikel lasen, gerade jetzt, da die Wahlkampfpisteln der Kandidaten die Seiten aller Zeitungen füllten. Eine Waffenschwester Frau Láras von Impuls wollte einen Gedenkartikel schreiben, sie hatte nämlich Solveig in ihren späteren Jahren kennengelernt, als sie zu Lára und Pfarrer Sigvaldi ins Haus gezogen war, und das bot sich gerade jetzt als guter Stoff für einen Gedenkartikel an: die hochbetagte Frau, der in ihrem Alter ein schönes Heim geboten wurde, bei ihrer Tochter Lára Killian, die unermüdlich damit beschäftigt war, ihr das Leben angenehm zu machen, und Friede und Würde strahlte diese alte Dame aus, die Stolz und Haltung bis zuletzt bewahrte.

Vilhjálmur, der Bankdirektor, und Frau Lára machten sich zusammen daran, das Begräbnis vorzubereiten, die Verhältnisse ihrer Mama Gott hab sie selig auch finanziell und so zu untersuchen, und beide waren gleichermaßen darum bemüht,

daß nirgendwo ein Schatten auf dieses Unternehmen fiel, beide saßen wie auf Kohlen, daß irgendeine unschöne Sache das Gedenken der Alten verunglimpfen könnte. Und was hätte das sein können? Nun, Verschiedenes, wie etwa das: Es hieß, daß Frau Solveigs Enkelsohn, der Dichtergrillenfänger Halldór Killian, sich mit dem Gedanken trage, einen Gedenkartikel über seine Oma zu verfassen, und sowohl Lára als auch Vilhjálmur riefen bei Bárður zu Hause an und sprachen mit der Hausfrau und sagten, sie wüßten, daß es nicht nach dem Geschmack von Mama Gott hab sie selig gewesen wäre, daß jetzt viel über sie geschrieben würde, vor allem nicht, wenn das eine oder andere Unschöne aus der Vergangenheit wieder hervorgezerrt würde; da sei nun diese Scheidung vom guten alten Papa gewesen, das wäre nicht schön, wenn sich jetzt jemand darüber ausließe, auch sei sie nie mit dem Ersatzteilhandel auf Lækjarbakki glücklich gewesen und all dem? Und wenn man jetzt etwas über ihr Leben und dessen Verlauf schreiben wolle, wie das immer in Gedenkartikeln der Fall sei, da könne man ja nicht umhin, das alles wieder aufzurühren. Außer natürlich, er wäre aus der Perspektive derer geschrieben, die sie in ihren letzten Jahren am besten gekannt hätten. Der Áslákur zum Beispiel, der habe lediglich vor, ein paar Worte darüber zu schreiben, wie es war, mit so einer guten Oma zu Hause aufzuwachsen. Und sei das nicht völlig ausreichend? Von dieser Generation? Es bringe gar nichts, wenn zuviel an irgendwelchen Nachrufen käme, die Mama Gott hab sie selig wäre auch nicht dafür gewesen. Und das Ergebnis war, daß ich nichts schrieb. Ich versuchte es, aber alles wurde schlecht. Also erschienen nur diese beiden Artikel. Lára wurde in beiden erwähnt, die Wohltäterin der Alten und Kranken. Gedenkartikel über eine Frau, die ihr ganzes Leben alt gewesen zu sein schien. Zwar war sie um die Jahrhundertwende geboren, aber danach war nichts anderes über sie zu

erfahren, als daß sie eine alte Frau geworden war, die niemanden mehr hatte, aber zu ihrem großen Glück in ein warmes und liebevolles Zuhause aufgenommen wurde . . .

Vilhjálmur sprach mit dem Pfarrer. Das war natürlich der Pfarrer der Domkirche, sein Freund. Der Pfarrer muß zwar in seiner Totenpredigt den Lebenslauf der Verstorbenen durchgehen, davon werden keine Ausnahmen gemacht, aber der Pfarrer der Domkirche war weder ein Pornograph noch pflegte er einen besonders realistischen Stil. Er konnte so über die Dinge sprechen, daß sich niemand dadurch verletzt fühlte, so daß alles ganz adrett aussah. Die verstorbene Frau Solveig sollte ein würdiges Begräbnis bekommen können. Und die Kirche mußte gut besucht sein, die Verstorbene war selbstverständlich eine große Ahnfrau gewesen, eigentlich gab sie guten Stoff ab für den Mythos von der großen isländischen Mutter der Jahrhundertwendegeneration, eine solche Frau konnte man nicht heimlich irgendwo verscharren. Man begann alle herauszuläuten, die irgendein Ansehen in der Gesellschaft genossen und die sie irgendwann einmal getroffen hatten oder mit ihr in Verbindung standen, wieviel oder wenig spielte keine Rolle: Abgeordnete, Zeitungsredakteure, Pfarrer, die führenden Leute im gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen Leben wurden angerufen, um sie wissen zu lassen, daß nach dem Begräbnis ein Leichenschmaus abgehalten würde, zu Hause bei Vilhjálmur. Die Mama hätte dich gern dort unter den Anwesenden gewußt. Sie hat immer so große Stücke auf dich gehalten.

Friðrik der Nervenarzt war die Tage zuvor krank gewesen, mit Fieber und allen möglichen Beschwerden. Seine Ärztekollegen meinten, daß es sich am ehesten um Erschöpfung hande-

le. Ihm wurde verordnet, zu Hause zu bleiben und Bettruhe zu halten. Er hatte zu diesem Zeitpunkt bereits wochenlang an der Behandlung seines Bruders Salómon gearbeitet, fast Tag und Nacht, und Salómon machte ständig Fortschritte, fand sich immer besser in der Welt zurecht, konnte nun schon ziemlich deutlich sprechen, seine Bewegungen wurden kräftiger, er buchstabierte sich durch seine Lektüre und hörte Radio, hatte sogar angefangen, sich auf seinen immer länger werdenden Spaziergängen wieder über die Straße zu trauen ...

Es waren neue Medikamente auf dem Markt erschienen, die man Kranken wie ihm geben konnte, um sie aus Schweigen und Isolation herauszuholen. Aber Salómon war kein einfacher Fall, denn als er schließlich zu sprechen begann, hatte er dreißig Jahre und dreißig Tage geschwiegen. Friðrik der Nervenarzt hatte immer auf diese Medikamente gewartet und auch selbst versucht, neue Heilmittel für solche Krankheiten zu entwickeln, aber erst jetzt war es gelungen, so daß Salómon einiges aus dem Leben der Familie verpaßt hatte: Sie wohnten nicht länger alle zusammen auf Lækjarbakki, zwischen den Autoersatzteilen und nahe der Goldgrube, sein Zwillingsbruder und er waren nicht länger Theologiestudenten, ihr Bruder Vilhjálmur war Bankdirektor und ein landesweit bekannter Prominenter geworden, sein kleiner Bruder Fúsi hatte das Familienunternehmen allein übernommen, war mit allen Ersatzteilen in die Stadt gezogen, Mama und Papa geschieden, er Hausmeister am Gymnasium und sie wohnhaft bei seiner Schwester Lára, ihrem Mann und ihrem Sohn. Und sein Bruder Friðrik war nach Deutschland gegangen und hatte Nervenheilkunde studiert und die Ethel geheiratet, die dann Selbstmord beging, und lebte jetzt mit Gertrud zusammen, seiner Schwiegermutter ... Salómon hatte sich noch nicht richtig mit alledem auseinandergesetzt, es gab genug an-

deres Erstaunliches in der Welt. Aber er hatte jetzt eigentlich vor nichts mehr Angst, außer dem Bus, der regelmäßig mit großem Lärmen und Brausen den Kleppsvegur entlangraste. Friðrik war zu Hause und machte die Ruhepause, die er schon lange gebraucht hatte, und Salómon hatte andere Ärzte, soweit das nötig war, aber größtenteils kümmerte er sich um sich selbst, so gut war sein Zustand geworden. Bewegte sich frei auf dem Anstaltsgelände, hörte Radio, las Zeitungsberichte, besah sich die Bilder, blätterte weiter, die Sportseiten, die Kinoanzeigen, die Gedenkartikel – dort war ein Gesicht, das er wiedererkannte.

Mama ...

Verschieden ist in Reykjavík die hochangesehene Solveig Árnadóttir von Laufskálar, im siebenundsiebzigsten Lebensjahr ...

Er versuchte das einige Male zu lesen, aber die Zeilen verschwammen ihm irgendwie vor den Augen, er konnte es nicht richtig verstehen. Nahm dann aber die Zeitung, ging lange damit herum, fand schließlich eine junge Krankenschwester, bat sie, sich das für ihn anzusehen. Ist diese Frau gestorben?

Die Krankenschwester hatte es eilig, war woandershin gerufen worden, nahm aber die Zeitung und sah sie sich an.

»Diese hier? Solveig ... das soll doch wahrscheinlich Solveig sein, Solveig Árnadóttir? Ja, sie ist gestorben.«

Salómon nahm die Zeitung wieder an sich. Sie sah, daß er betroffen war, betrachtete ihn forschend.

»Kannst du sie?«

»Ja, ich ... ja.«

Sie nahm die Zeitung wieder, sah genauer nach.

»Sie wird heute um zwei Uhr begraben. Du solltest vielleicht Friðrik den Oberarzt anrufen.«

Es war neun Uhr morgens. Er lief ziellos mit der Zeitung herum, ging dann ins Wachzimmer, fragte, ob er telefonieren

dürfe. Aber selbstverständlich. Ob sie ihm beim Telefonieren helfen wollten. Aber selbstverständlich, lieber Salómon. Und sie wählten Friðriks Privatnummer für ihn.

»Haaallo!« antwortete Gertrud. »Haaallo!«

Salómon legte mit zitternden Händen den Hörer auf.

Er konnte sich frei bewegen und so ziemlich tun und lassen, was er wollte. Das hatte Friðrik so bestimmt. Er konnte auch in die Stadt hinunterfahren, in die Domkirche. Das war entsetzlich weit, soviel wußte er. Zu Fuß hoffnungslos. Aber der Bus, die Leute stiegen in ihn ein, aus ihm aus, er war vielleicht nicht so gefährlich, wenn man sich ihm richtig näherte. Er ging wieder und sprach mit den Angestellten, zwei jungen Mädchen, lieb und fürsorglich. Was macht man, wenn man mit dem Bus fahren will? Man wartet einfach an der Haltestelle, sagten sie. Aber was kostet es? Sie schenkten ihm jede eine Fahrkarte. Weil er so ein süßer und netter Kerl war. Und die eine begleitete ihn sogar hinunter zur Haltestelle, und da kam der Bus, schnaubend und fauchend. Ob er auch genau wisse, wo er aussteigen müsse? Ja, ja, er kannte den Lækjartorg, das war die Endhaltestelle, von dort aus fände er die Domkirche, die Mama ...

Sie waren lange vor Beginn der Veranstaltung dort eingetroffen, sowohl Lára als auch Vilhjálmur. Sie standen auf der Treppe der Domkirche, mit dem ernstesten Gesichtsausdruck, der zum Anlaß paßte, aber waren dabei voller Sorge. Vilhjálmur konnte ein Zittern nicht verbergen, er hatte ein Zucken im Gesicht und war irgendwie nicht ganz bei sich, der arme Mann, es lag etwas in der Luft. Viertel vor zwei waren erst schrecklich wenige gekommen, nur Friðrik und Gertrud, die gleich in die Kirche hineingingen, und dann kamen Sigfús se-

nior und Sigfús junior. Der alte Killian nickte wortlos, ging mit seinen zwei eisernen Krücken in die Kirche und nahm vorn am Eingang Platz. Doch Sigfús junior blieb auf der Treppe stehen, in seinem Festtagsanzug, der kaum verhüllte, daß er ein schrecklicher Dreckfink war, ungewaschen und unfrisiert, mit roten Augen und größten Schwierigkeiten, seine aufgequollenen Pranken in die schmalen Taschen der Anzughose zu zwängen. Er stand eine Weile bei seinen Geschwistern auf der Kirchentreppe, glaubte vielleicht, das gehöre sich so, begann ihnen lautstark davon zu erzählen, daß er mit seinen Abflußrohren zu Hause »ein beschissenes Problem« habe, das Klo im Vorraum des Hauses sei so verstopft, daß das Becken schon überlaufe. Und Lára und Vilhjálmur versuchten, ihm möglichst unaufgeregt zu verstehen zu geben, daß sie an seinen Rohren kein Interesse hätten, und waren beide ganz angespannt im Gesicht und steif, denn jetzt begannen die vornehmen Leute zu kommen, und die wollten sie mit schweigsamer Würde begrüßen und nicht unter den lautstarken Vorträgen ihres Bruders über ein verstopftes Klosett. Aber zu allem Glück verstummte Sigfús plötzlich mitten im Satz und marschierte schweren Schrittes in die Kirche, und in dem Augenblick kam ein Parlamentsabgeordneter mit seiner Ehefrau die Treppe hinauf, und Lára und Vilhjálmur konnten ihnen die Hand reichen und sagen, wie sie sich freuten, sie zu sehen. Die Leute begannen heranzuströmen, Hróðný und Geirmundur, dann zwei uralte Bekannte der Verstorbenen, Geschäftsleute, ein weiterer Abgeordneter, ein Zeitungsredakteur, und Vilhjálmur und Lára grüßten und die Sache begann gut zu werden, und dann kamen Bárður und seine Frau mit den drei Kindern, und Lára und Vilhjálmur hatten sich da so in ihre Rolle eingelebt, daß sie dem Bruder die Hand reichten und sagten, sie freuten sich, daß er die Zeit gefunden habe zu kommen. Aber man mußte es ihnen nachsehen, sie waren einfach so außer

sich vor Sorge, daß das Begräbnis auch würdevoll wirken würde, daß es ihnen und der ganzen Familie zur Ehre gereichen würde, daß nicht gerade jetzt irgendeine Katastrophe über sie hereinbräche, während es zwei Minuten vor zwei war und nicht besonders rosig aussah. Zwar waren einige vornehme Leute des öffentlichen Lebens erschienen, aber insgesamt waren es doch nur sehr wenige, beschämend wenige. Mehr schienen allerdings nicht zu kommen, und Lára und Vilhjálmur bissen die Zähne zusammen und wollten gerade hineingehen.

Aber Moment, dort erschien noch einer, da kam einer mit unsicheren Schritten auf die Kirche zu, da war kein Irrtum möglich. In allzu enger Kleidung, allzu kurzen Hosen, so daß die giftgrünen Frotteesocken und die haarigen Waden ins Auge stachen. Es war, als ob dort ein Einödbauer aus einer schlechten Farce käme, mit ängstlichem Blick, das Gesicht vor Anstrengung gerötet.

Sowohl Lára als auch Vilhjálmur erschrakten heftig, als sie ihren geisteskranken Bruder wiedererkannten, der ausgerechnet diese Gelegenheit benutzen mußte, um in die menschliche Gesellschaft zurückzukehren.

Salómon sah die beiden an, mit kurzsichtigen Augen, er schien sie nicht zu erkennen. Fragte etwas, in von Stottern zerhackten Worten, »Solveig ... Ki ... Killian« war zu verstehen.

Was würde so ein Mann in der Kirche tun? Anfangen zu schreien und zu jammern? Was würden die Leute denken? Wie war er überhaupt entkommen? Aber das war nicht ihr Problem, sondern derjenigen, die in Kleppur die Verantwortung für ihn hatten, auf diese Sache wäre später noch genauer zurückzukommen. Jetzt mußten sie ihn vor allem wegbekommen, ihn zurückjagen.

»Geh sofort zurück nach Kleppur, du kannst jetzt hier nicht hereinkommen, man wird später noch mit dir reden.«

Der Pfarrer schritt genau in diesem Augenblick zum Altar, so daß Lára und Vilhjálmur keine Zeit mehr hatten, noch länger draußen zu stehen, sie mußten hineingehen, die Kirchentür schloß sich vor dem Mann in den giftgrünen Socken und den haarigen Waden, der sich ohnehin schon umgewandt hatte, weg von der Kirche, hinunter zum Austurvöllur.

Der Pfarrer sprach über das Leben der Verstorbenen. Sie war eine gute Frau gewesen. Hatte sieben wunderbare Kinder, die alle noch am Leben waren. Hatte ihnen ein schönes und liebevolles Heim im Schoße der isländischen Natur bereitet. Selbst hatte sie auch eine schöne Kindheit gehabt bei ihren Eltern, dem Kaufmann Árni Salómonsson und seiner Frau Lára Friðriksdóttir; dort lernte sie, Handarbeiten und die schönen Künste wertzuschätzen, denen sie sich ihr ganzes Leben über widmete. Ihrem Ehemann wurde keine sehr gründliche Behandlung zuteil, er wurde Geschäftsmann genannt, und damit hatte es sich, nur ein »ihnen war es nicht vergönnt, die letzten Lebensjahre gemeinsam zu genießen«.

War es nicht vergönnt ...

Und Salómon war es nicht vergönnt, den Bus zu finden, der ihn den gleichen Weg zurückgebracht hätte, er war irgendwie so durcheinander, wandte sich schließlich an einen Mann, den er für einen Polizisten hielt, da er eine Uniform und ein Käppi trug, und Salómon sagte:

»Wie kommt man nach Kleppur?« Und seine Stimme war so jämmerlich und sein ganzes Auftreten so unsicher, daß der schrille Kunstmaler, den er angesprochen hatte, den Wachmann auf dem Platz verständigte, der für seine Hilfsbereitschaft bekannt war und immer »na, das haben wir doch gleich« sagte, wenn er um einen Gefallen gebeten wurde. Der Kunstmaler brachte ihn dazu, Salómon zur Polizeistation zu begleiten, wo gutmütige, schwarzgekleidete Männer mit weißen Schirmmützen sagten: »Komm her, Freund, wir fahren

dich schnell.« Und Salómon kam gesund und wohlbehalten zurück im Krankenhaus an, ungefähr zu der Zeit, als seine vier Brüder und zwei Schwager den Sarg aus der Domkirche trugen.

Ja, als die Oma starb . . .

Da begann sehr viel Merkwürdiges zu geschehen, und vielleicht war es ganz gut so, daß es ihr, der so viel an ihrer eigenen Ehre und der ihrer Familie lag, erspart blieb, diese Tage zu erleben.

Doch die Jahre davor, das waren vielleicht die blühendsten Jahre in der Geschichte des Killiangeschlechts, Jahre des Sprießens und Gedeihens, die dritte Generation im Heranwachsen und alles auf dem Weg nach oben, kein Grund denkbar, etwas anderes anzunehmen, als daß das meiste glücken oder sich fügen würde.

Dennoch erschien es einem manchmal später, als ob es viele Jahre zuvor schon verschiedene Zeichen an der Wand gegeben habe, fünf Jahre bevor Oma starb, das Jahr, in dem wir drei konfirmiert werden sollten, ich, der Áslákur, mein lieber Cousin, der Stolz der Familie, und die Diljá, das zweitälteste Kind des Bankdirektors Vilhjálmur Eðvarð.

Ich hatte mich etwas vor meiner Konfirmation gefürchtet, eben weil Diljá zur gleichen Zeit konfirmiert werden sollte, und wenn die Pracht bei ihrer Feier nur entfernt vergleichbar sein würde mit der, die im Frühjahr zuvor bei der Konfirmation ihrer Schwester Elsa entfaltet worden war, dann würde meine Feier aussehen wie ein Armenbegräbnis im Vergleich zu der königlichen Hochzeit im Palast des Bankdirektors, ich würde irgendwo vor der Stadtmauer in aller Stille verscharrt werden, Regen und ein paar alte Weiber mit Kopftüchern,

vielleicht ein Massengrab. Allerdings würde ich nicht zusammen mit Cousin Láki eingebuddelt werden, denn er würde dem königlichen Gefolge angehören. Lára, seine Mama, und Friða, die Frau Bankdirektor, hatten von Anfang an gemeinsame Pläne. Es wäre so naheliegend, die beiden Feiern zusammenzufassen, da sie in der gleichen Familie und in der gleichen Kirche stattfänden. Láki und Diljá sollten beide in der Domkirche konfirmiert werden, alles andere wäre unangemessen gewesen, bei einem alten Pfarrer, der sowohl ein Freund Pfarrer Sigvaldis als auch Vilhjálmur des Bankdirektors war. Sie waren der Schlag Leute, die mindestens einen Domkirchenpfarrer kennen. Aber wir waren das nicht. Ich ging nur mit meinen Klassenkameraden in die zementgraue Kirche unseres Stadtteils, wir liefen in unseren Galoschen zum Konfirmandenunterricht. Die meisten von uns hatten ein klein wenig Gewissensbisse, solche großartigen Gotteskinder zu sein, ruhig und brav zusammensitzen und eine Stunde in der Woche mit unschuldigen Lämmerblicken über unseren Erlöser zu sprechen, so daß wir meistens auf dem Weg nach Hause bei einem Supermarkt vorbeigingen und jeder eine Apfelsine stahlen, um unsere Weltsicht so wieder in Ordnung zu bringen und uns auf beiden Seiten der Schlachtlinie zwischen Gut und Böse unser Anrecht zu sichern.

Aber dann verbreiteten sich auf einmal merkwürdige Nachrichten.

Von Lára kamen die ersten unklaren Zeichen, daß seltsame Dinge bevorstanden. Sie kam auf einen ihrer seltenen Besuche zu uns in den Keller in Onkel Friðriks Haus. Sie war zufällig vorbeigekommen, sagte sie, kam vom Bestellverein für ausländische Waren und habe beschlossen, mal eben vorbeizuschauen, sich zu erkundigen, wie es mit den Konfirmationsvorbereitungen ginge. Und da setzte Mama ihren mißtrauischen Gesichtsausdruck auf, von dem sie selbst glaubte,

er wirke spöttisch, was er vielleicht auch getan hätte, wenn er nicht von einem sorgenvollen und mit Bitterkeit gemischten Blick begleitet worden wäre: »jaaa?« (Neu, daß diese Leute sich für die Konfirmation meines Jungen interessieren.)

Aber Lára ließ sich davon nicht aus der Fassung bringen, sondern sprach weiter, als ob sie beide im selben Boot säßen, jede mit ihrem Konfirmationskind und dem ganzen Aufwand, der damit verbunden war, bis Mama geradeheraus fragte, ob denn nicht geplant sei, die Feier für Láki mit dem Konfirmationsfest im Hause Vilhjálmur zu verbinden. Und da wurde Láras Gesichtsausdruck so merkwürdig und fern, und ihre Hand zitterte leicht, als sie die Kaffeetasse an die geschminkten Lippen hob, ja, das sei mal so lose besprochen worden, aber nun sei nicht länger sicher, daß Diljá und Láki gleichzeitig konfirmiert würden.

»Gleichzeitig? Na, das läßt sich doch sicher einrichten?«

»Nein, nicht, wenn Diljá erst im Herbst konfirmiert wird. Láki will natürlich keine Herbstkonfirmation, wie jedes normale Kind.«

Viel mehr war diesmal allerdings nicht aus Lára herauszubekommen, vielleicht hatte sie schon zuviel gesagt und warf deshalb einen Blick auf ihre Uhr und sah, o mein Gott, daß sie nun aber unbedingt gehen müsse. Mama versuchte nicht, groß weiterzufragen, war selbst offensichtlich etwas schockiert, Herbstkonfirmation. Sie verabschiedeten sich vorn an der Tür, in ernstem Schweigen, wie es tragischen Ereignissen angemessen ist.

Herbstkonfirmation. Da mußte schon mehr als nur eine Kleinigkeit dahinterstecken. Herbstkonfirmationen hatten immer mit Krankheiten, Ehescheidungen, allen möglichen Problemen zu tun, und sie waren in gleichem Maße trauriger, wie der Herbst eine härtere Zeit ankündet als die frischen, fröhlichen, schelmischen Frühlingslüfte.

Es wurde damit umgegangen wie mit einem Mordfall, nur ganz leise durfte darüber gesprochen werden, am besten sollten die Kinder gar nichts davon hören, denn so etwas spricht sich so schnell herum, aber die Scheidung sollte bevorstehen. Vilhjálmur und Frau Friða. Das bekamen wir Kinder bei einem Tischgespräch mit. Papa arbeitete damals gerade als Lieferfahrer, er war Tag und Nacht unterwegs und kam nur schnell zu Hause vorbei, um das Essen in sich hineinzuschlingen. Er war laut und erregt und wenig zum Flüstern geneigt, und als er sagte, daß sein Bruder Villi in einen riesigen finanziellen Skandal verwickelt sei, und Mama ihm einen strengen Blick zuwarf, denn darüber durfte nicht unachtsam gesprochen werden, da sagte Papa:

»Ach, ich schulde dem guten Mann keine besondere Rücksichtnahme!« Denn Papa war damals äußerst schlecht auf Vilhjálmur Eðvarð zu sprechen, weil er meinte, daß der Bankdirektor ihn gerade um das Erbe des Salempaares betrogen hatte. Dann fuhr er fort und sagte, er habe Lára getroffen, die ihr Unverständnis darüber ausgedrückt habe, daß Friða einen Mann fortjagen wollte, der ihr ein so schönes Heim bereitet hatte, aber da hab ich nur gesagt, ja, das wär doch was, ein schönes Heim zu besitzen und dann in der Gefahr zu leben, daß einem jeden Moment das Dach über dem Kopf verkauft wird und man im Schlafrock barfuß im Schnee steht, wegen irgendwelcher Geldschiebereien!

»Das ist doch bestimmt nur eine kleine Unregelmäßigkeit«, sagte Mama, »eine finanzielle Unregelmäßigkeit ...«

»Ha, das hieße sicher etwas anders, wenn ich da hineingeraten wäre«, sagte Papa und lachte bitter. Aber dann sah er uns Kinder an, mich, Imba und Gúndi, und dachte sich vielleicht, es wäre nicht richtig, in diesem Moment noch weiter auf dem Thema herumzureiten.

So wurde allerorten wild getuschelt. Opa Sigfús kam eines

Abends zu Besuch, aß mit uns und schwatzte wie üblich allen möglichen Unsinn mit Gúndi und mir, fragte, ob wir irgendwelchen Sport trieben, und als sich herausstellte, daß wir Brüder so ein bißchen Handball und Fußball spielten, da fand er das nichts als sinnlosen, verdammten Quatsch und Blödsinn, diese Scheißmannschaftssportarten machten aus Männern nur Pöbel und Barbaren, sie seien volksschädlich.

»Aha, was sollen wir denn dann machen?«

»Ja, wenn ich heute ein junger Mann wäre, da würde ich auf Skiern über das Hochland laufen. Allein, höchstens mit einem Hund. Das wäre etwas für junge Männer. Auf Skiern laufen, einen Schlitten mit Proviant hinter sich herziehen, die Kjölstrecke gehen zum Beispiel, den alten Weg, der nicht mehr benutzt wird, weil es dort spukt, seitdem die Reynisstaðabrüder dort umkamen, sein Nachtlager am Beinhügel aufschlagen, wo noch immer, zweihundert Jahre danach, die Knochen der Brüderschar überall verstreut liegen. Dort sollten junge Männer ihr Zelt aufschlagen, in einer Winternacht auf ihrem Weg über das Hochland, unter dem weiten Himmel, umgeben von steinhart gefrorenem Schnee, unter den über das Firmament rasenden Nordlichtern: ›Kennt des Staubes Sohn herrlicheren Anblick / als den fürstlichen Hochsaal im flackernden Licht?‹ Das wäre eine gute Methode, um sich abzuhärten und zu stählen und sich von aller Art Nachtschreck, Verweichlichung und Hysterie zu befreien.«

»Mit meiner Erlaubnis dürften sie sich jedenfalls nicht in solchen Wahnwitz stürzen«, sagte Mama.

Da grinste Opa höhnisch und sagte: »Ja, ja, ist es soweit gekommen für die isländischen Männer – so nennt man sie doch?«

Aber weil die Dinge nun mal so stünden, sollten wir Boxen lernen. Das sei ein schöner Sport für junge Männer. Gúndi und ich wurden ganz aufgekratzt, denn wir kannten damals